

Projekt:

Sozialpädagogische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in einer Jugendschutzstelle

Dozenten:

Frau Prof. Braun

Herr Dipl.-Sozialpädagoge Stieler

Thema der Projektarbeit:

Die Wechselwirkung zwischen Mensch und Raum

Vorgelegt von: John-Brian Heldt

Matrikelnummer: 528201

Abgabetermin: 23.08.2002

Inhaltsverzeichnis

	Einleitung	S. 2
1.	Umweltpsychologie	S. 3
1.1	Was ist Umweltpsychologie?	S. 3
1.2	Wahrnehmung der Umwelt	S. 5
1.2.1	Psychophysikalischer Zugang	S. 5
1.2.2	Gestaltpsychologischer Ansatz	S. 5
1.2.3	Adaptionsniveau-Theorie und psychologische Bezugssysteme	S. 6
1.2.4	Ökologische Wahrnehmungstheorie	S. 7
2.	Verhältnis zwischen Mensch und Raum	S. 8
3.	Erleben des Raumes im sozialen Kontext	S. 9
3.1	Privatheit	S. 9
3.2	Privatheitsregulation	S. 10
3.3	Persönlicher Raum	S. 11
3.4	Territorialverhalten	S. 11
3.5	Dichte und Enge (Crowding)	S. 12
4.	Die Beeinflussung des Verhaltens durch räumliche Bedingungen	S. 14
4.1	Merkmale von Räumen und ihre Auswirkung	S. 14
4.1.1	Farben und Licht	S. 14
4.1.2	Schall und Lärm	S. 15
4.1.3	Wohnfläche, Raumgröße, Ausstattung und Einrichtung	S. 16
5.	Die Bedeutung des Wohnens	S. 17
5.1	Wohnen als Bedürfnisbefriedigung	S. 17
5.2	Wohnbedürfnisse von Kindern	S. 19
5.3	Wohnbedürfnisse von Jugendlichen	S. 20
5.4	Wohnzufriedenheit	S. 20
5.5	Anregung und Monotonie	S. 21
5.6	Wohnortswechsel	S. 22
6.	Betrachtung der Räumlichkeiten in der Pädagogischen Ambulanz	S. 23
6.1	Der Schulraum	S. 23
6.2	Der Schlafräum	S. 24
	Schlussbemerkung	S. 25
	Literaturverzeichnis	S. 26

Einleitung

Mit Hilfe dieser Projektarbeit möchte ich auf die Bedeutung der Wechselwirkung zwischen Mensch und Raum eingehen und damit die Frage klären, wie wichtig Räumlichkeiten in einer Institution, speziell in der Pädagogischen Ambulanz, für Kinder und Jugendliche sind und welche Auswirkungen sie haben können.

Erreichen möchte ich dies durch eine strukturierte Gliederung der Projektarbeit. Anfangen werde ich mit der Erläuterung der Umweltpsychologie, die den Rahmen meiner Arbeit bildet. Danach werde ich vier verschiedene Ansätze von Wahrnehmungstheorien beleuchten, da die Wechselwirkung zwischen Mensch und Raum auf Wahrnehmung basiert. Nachdem ich auf das Verhältnis zwischen Mensch und Raum eingegangen bin, folgen Phänomene, die durch das Erleben des Raumes im sozialen Kontext entstehen. Im nächsten Kapitel werde ich auf die Beeinflussung des Verhaltens durch räumliche Bedingungen eingehen. Anschließend werde ich die Bedeutung des Wohnens analysieren, um abschließend auf die Räumlichkeiten der Pädagogischen Ambulanz eingehen zu können.

Bei meinen Ausführungen werde ich mich neben Büchern und Zeitschriften auch auf meine Erfahrungen während des Projektes beziehen.

Zur Begründung meines ausgewählten Themas möchte ich einige Beispiele geben:

Während meines Symposiums in Spanien im letzten Jahr, habe ich ein Heim für Kinder und Jugendliche gesehen, in dem die Räumlichkeiten eher einem Gefängnis glichen als einem Heim. In den Zimmern befand sich Infrarotlicht, damit die Betreuer wussten, wann die Bewohner zur Tür ihres Zimmers gingen. In den Toiletten gab es aus Sicherheitsgründen keine WC-Brillen und keine Spiegel. Diese Erfahrung hat mich ziemlich erschreckt und weckte in mir das Interesse für die Bedeutung von Räumlichkeiten und deren Auswirkungen.

Des Weiteren haben wir im Klassenplenum unseres Projektes die Räumlichkeiten der Pädagogischen Ambulanz und deren Wirkung auf uns reflektiert. Dort war das einstimmige Ergebnis, dass die Räume, bis auf den Kriseninterventionsraum, sehr kalt und unangenehm wirkten. Ich konnte leider an der Besichtigung damals nicht teilnehmen und hörte nur, wie die Kommilitonen die Räumlichkeiten empfanden, was ich sehr interessant fand. Während der Hospitation konnte ich mir mein eigenes, aber ähnliches Bild machen.

Hinzu kommt, dass ich selber erlebt habe, welche Auswirkungen ein schlechtes Wohnumfeld auf mich haben kann, für diese Erkenntnis habe ich lange gebraucht. Denn ich war mir nicht bewusst, welche Bedeutung dem Wohnen zukommt.

Dadurch entstand das Thema: Die Wechselwirkung zwischen Mensch und Raum.

1. Umweltpsychologie

1.1 Was ist Umweltpsychologie?

„Umwelt (Hervorhebung durch d. Verf.) ist die Gesamtheit aller Prozesse und Räume, in denen sich die Wechselwirkung zwischen Natur und Zivilisation abspielt.“ (Hellbrück/Fischer 1999, S. 24; zitiert nach Wissenschaftsrat 1994, Band 1, S. 19)

Im Fokus der *Psychologie* stehen Gedanken, Gefühle und vor allem das Erleben und Verhalten von Menschen. Ziel ist es, diese Aspekte zu beobachten, zu erklären und gegebenenfalls Einfluss darauf zu nehmen.

Die Umweltpsychologie ist eine der jüngsten Teildisziplinen der Psychologie und beschäftigt sich mit der Wechselwirkung zwischen Menschen und ihrer Umwelt. Anstelle des Begriffs „Umweltpsychologie“ wird der Begriff „Ökopsychologie“ gleich häufig verwendet. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 22f) Umwelt bedeutet in diesem Zusammenhang nicht nur Natur, wie Wind, Wasser, Wald, sondern auch ein Büro, eine Fabrik, die eigene Wohnung, eine Schule etc., in denen Menschen sich bewegen, handeln, fühlen, reden, lachen, weinen, kurz gesagt: leben. Im umweltpsychologischen Sinne geht Umwelt über rein physische Merkmale hinaus; vielmehr spielen stets auch soziale Aspekte eine große Rolle. Umwelt wird immer auch von den in ihr befindlichen Menschen sozial konstruiert. Die objektiv gleiche physische Umwelt hat für verschiedene Personen eine unterschiedliche Bedeutung, die sich zwar zum Teil aus den physischen Gegebenheiten ergibt, zudem aber auch immer stark durch die subjektive Wahrnehmung der Umwelt beeinflusst wird. Die Wechselwirkung zeigt sich daran, dass Menschen in ihrem Denken, Fühlen und Handeln auf der einen Seite stark von ihrer Umwelt beeinflusst werden; auf der anderen Seite wirken Menschen auf ihre Umwelt ein, indem sie diese an ihre Bedürfnisse anpassen. Besonders deutlich wird dies, wenn Wohnhäuser auf belastetem Boden gebaut wurden. Einerseits wirkt sich dieser Umstand massiv auf Wohlbefinden und Verhalten der Bewohner aus, wie Schlafstörungen, Kinder dürfen nicht mehr im Freien spielen; andererseits wird aber auch aktiv Einfluss auf die Umwelt genommen, indem Boden versiegelt oder abgetragen wird. In dem genannten Beispiel wirken neben der objektiv messbaren Belastung, z.B. durch Schwermetalle, vor allem auch psychosoziale Faktoren.

Eine Familie mit kleinen Kindern, die sich das Haus gekauft hat, reagiert sicherlich anders als ein kinderloses Ehepaar, das zur Miete wohnt. Neben der Betroffenheit gehören zu den psychosozialen Faktoren auch das Wissen oder die Fähigkeit im Umgang mit Stress. Eine zentrale Rolle nimmt die subjektive Wahrnehmung der Umwelt und deren Interpretation durch den Menschen ein. Bezogen auf das genannte Beispiel bedeutet dies, dass, auch wenn vom Boden tatsächlich gar keine direkte gesundheitliche Gefährdung ausgeht, unter Umständen Maßnahmen ergriffen werden. Menschen und ihre physische und soziale Umwelt können also nicht getrennt voneinander gesehen werden, sondern bilden immer eine analytische Einheit. Dieses Grundverständnis ist überaus wichtig, denn nur so ist nachvollziehbar, warum vermeintlich objektive Realitäten, wie Messwerte oder schön gestaltete Arbeitsplätze, von Nutzern sehr unterschiedlich interpretiert werden und nicht immer die von Planern erwarteten Reaktionen hervorrufen. Auch der häufig auftretende Konflikt zwischen Experten und Laien wird hierdurch verständlich. (vgl. Bundesverband für Umweltberatung e.V. 1998)

Zentrale Fragen umweltpsychologischer Forschung sind beispielsweise:

Wie nehmen Menschen ihre Umwelt wahr?

Welchen Einfluss hat die Umwelt auf das Denken, Fühlen und Verhalten von Menschen?

Wie muss Umwelt gestaltet sein, um bestimmtes Verhalten zu ermöglichen oder zu unterstützen?

Wie passen Menschen ihre Umwelt an ihre Bedürfnisse an?

Die Methoden der Umweltpsychologie zeichnen sich durch den Anspruch auf Interdisziplinarität aus, der sich aus der Erkenntnis ergibt, dass die menschliche Umwelt in ihrer hohen Komplexität einer vielschichtigen Herangehensweise bedarf. Es sollte deshalb stets die Zusammenarbeit mit Ingenieuren, Naturwissenschaftlern, Ökonomen, Soziologen, Politologen, Sozialpädagogen und anderen Fachleuten gesucht werden. Umweltpsychologie als Wissenschaft ist problemorientiert und weniger theorieorientiert. Das heißt, es existieren nur wenige umweltpsychologische Theorien, und zur Lösung konkreter Probleme greift die Umweltpsychologie auf Theorien und Erkenntnisse anderer psychologischer Disziplinen, wie der Kognitions- oder Sozialpsychologie, zurück. (vgl. Bundesverband für Umweltberatung e.V. 1998)

1.2 Wahrnehmung der Umwelt

Die Wechselwirkung zwischen Mensch und Raum beruht auf der Wahrnehmung der Umwelt, wobei hier kurz vier verschiedene Ansätze näher erläutert werden sollen.

1.2.1 Psychophysikalischer Zugang

Die physisch-materielle Außenwelt wird dem Lebewesen über seine Sinnesorgane vermittelt, wodurch es ihm ermöglicht wird, auf Veränderungen der Umwelt adäquat zu reagieren. Empfindungen und Wahrnehmungen werden durch Reize oder Stimuli ausgelöst, welche chemisch-stoffliche und energetische Vorgänge in der Umwelt sind.

Empfindung zeichnet sich durch Qualität und Intensität geprägtes Erleben aus, das durch sich selbst gekennzeichnet ist und daher nicht weiter definiert werden kann (z.B. die Empfindung der Farbe Rot oder eines hohen Tons).

Um komplexe Reize empfinden zu können, werden Erfahrungen, Vorstellungen und das Gedächtnis impliziert. Dieser Vorgang wird im psychophysikalischen Ansatz als Wahrnehmung bezeichnet. Als Kritik am psychophysikalischen Ansatz wird unter anderem angeführt, dass er die Beziehung zwischen Reiz- und Empfindungsstärken unter Vernachlässigung der Kontextfaktoren beurteilt, in denen die Reiz- und Empfindungsbeziehungen stattfinden. Der Kontext ist aber von erheblicher Wichtigkeit, da Wahrnehmung in realen Umweltbindungen von vielen Faktoren beeinflusst wird und die Beziehung zwischen Reiz und Empfindung nicht isoliert auftritt. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 118-120)

1.2.2 Gestaltpsychologischer Ansatz

Dieser Ansatz wirft ein weiteres Problem der Psychophysik auf. Für Eigenschaften, die in den Dingen liegen, gibt es keine energetischen Übertragungswege. Mit Eigenschaften der Dinge sind etwa die Freude in einem lächelnden Gesicht oder die Wut in den Augen gemeint.

Daher wurde das Wahrnehmungssystem von den Gestaltpsychologen zweigeteilt, einmal in einen *Apparat*, der unter den Funktionsprinzipien der Physiologie Eindrücke sammelt und in einen *Geist*, der aufgrund von Erfahrungen über unbewusste Schlüsse die Welt erkennt. Nach Metzger (1953) können Gebäuden, Landschaften und Räumen menschliche Gefühle zugeordnet werden, z.B. die Gemütlichkeit des Wohnzimmers, die Dramatik des Gebirges. Dies ist einerseits mit Erfahrungen zu erklären, die mit der Landschaft oder dem Raum gemacht wurden und zusammenhängen, andererseits ist es oft die Konfiguration und Gruppierung einzelner Teile zu einer bestimmten Form und Gestalt, welche die speziellen Eigenschaften ausmachen. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 120 f.)

Gestaltpsychologen sprechen hier von Gestalteeigenschaften. Sie entstehen durch einzelne Elemente, welche sich neu konfigurieren und sich zu einer Gestalt ordnen, wodurch neue Eigenschaften entstehen, die die einzelnen Elemente selbst nicht besitzen. Nach Metzger (1953) haben die einzelnen Elemente eines Gebildes drei grundsätzliche Eigenschaften und zwar Helligkeit, Farbton und Farbsättigung. Des Weiteren können sie aber noch die Eigenschaften wie heiter oder düster, stark oder schwach usw. besitzen, je nachdem wie die einzelnen Elemente im Ganzen angeordnet sind. Demnach hat Wahrgenommenes, im Sinne der Gestaltpsychologie, einen Ganzheitscharakter und setzt sich nicht summierend aus Einzelteilen zusammen. Kritisiert wird an diesem Ansatz, dass keine exakten Voraussagen gemacht werden können, da die Prinzipien, auf denen die gestaltpsychologischen Ansätze zielen, qualitativer und nicht quantitativer Art sind. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 121-123)

1.2.3 Adaptionniveau-Theorie und psychologische Bezugssysteme

Diese Theorie besagt, dass Wahrnehmungsurteile vom jeweiligen psychologischen Bezugssystem abhängig sind und dass Wahrnehmung demnach relativ ist. Psychologische Bezugssysteme sind vom Individuum gebildete interne Referenzgrundlagen, welche dazu dienen, Dinge als groß oder klein, schön oder hässlich zu definieren. Ein absolutes Wahrnehmungsurteil, wie z.B. dieser Raum ist klein, hängt also vom individuellen Urteil des Einzelnen ab. Dabei spielt die Umwelt, an die das Individuum gebunden ist, eine sehr große Rolle, denn lebt ein Mensch in einer großzügig ausgestatteten und räumlichen Umwelt, empfindet er Räume kleiner als jemand, der sein Leben lang in anders ausgestatteten gelebt hat.

Entwickler der Adaptionsniveau-Theorie ist Harry Helson (1964), für den der Stimulusbereich, an dem das Individuum adaptiert ist, ausschlaggebend für die Beurteilung ist. Den internen Referenzpunkt bezeichnet er als Adaptionsniveau, worunter er den Punkt subjektiver Indifferenz versteht. Dies ist der Punkt, an dem ein Individuum von der Mitte ausgehend etwas als groß oder klein bezeichnet. Nach Helson bildet sich der Punkt subjektiver Indifferenz in Abhängigkeit von den fokussierten Reizen, den gleichzeitig vorhandenen Hintergrundreizen und den im Gedächtnis gespeicherten Residualreizen, also aus früher gemachten Erfahrungen. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 124-126)

Vor dem Hintergrund der oben erklärten psychologischen Bezugssysteme möchte ich ein Beispiel für die Pädagogische Ambulanz machen, um zu verdeutlichen, dass Wahrnehmung individuell unterschiedlich ist: Ein Kind oder Jugendlicher, das oder der es von zu Hause aus gewöhnt ist, alleine in seinem Zimmer zu schlafen, wird es möglicherweise als sehr eng und unangenehm, vielleicht sogar als Eingriff in seine Privatsphäre erleben, in der Pädagogischen Ambulanz zu zweit in einem Zimmer wohnen bzw. schlafen zu müssen. Umgekehrt kann er es auch als spannend oder bereichernd empfinden. Aber wenn er wieder nach Hause zurückkehrt, kann die mögliche Einsamkeit in seinem Zimmer, weil er sich schon an seine Mitbewohner gewöhnt hat, als langweilig empfunden werden. Diese Bezugssystemveränderung entsteht aufgrund der unterschiedlichen Umweltbedingungen, an die sich das Kind oder der Jugendliche versucht zu gewöhnen.

Mir fällt dazu noch ein Beispiel aus der Tierwelt ein, das ich ziemlich passend finde und was zum Nachdenken anregen soll: Ein Goldfisch wird in seinem Becken (Umwelt) nur so groß, wie sein Lebensraum es zulässt. Erhält der Goldfisch ein größeres Becken, wächst er im Verhältnis der Veränderung des Raumes. Jedoch kann er nicht kleiner werden, wenn man ihn wieder zurück in ein kleineres Becken bringt. Zum Glück ist der Mensch in der Lage, sich immer wieder an seine Umwelt anzupassen, nur stellt sich hier die Frage, wie oft dies ohne Gefährdung des menschlichen Wohls und der Gesundheit gelingen kann.

1.2.4 Ökologische Wahrnehmungstheorie

Entwickler der ökologischen Wahrnehmungstheorie ist James Gibson, der alle anderen Wahrnehmungstheorien kritisiert, da sie Wahrnehmung nicht in ihren ökologischen Relationen untersuchen, sondern Situationen und Prozesse konstruieren, die so nicht in der Natur vorkommen. (vgl. Gibson 1982, S. 260 ff.) Gibson geht vom aktiven Individuum aus, das durch die reale Welt geht, sie riecht, schmeckt, hört und sieht. Für ihn ist Wahrnehmung ein direktes Aufgreifen von Informationen, welche er als Affordanz, also als Wahrnehmungsangebote bezeichnet. Demnach ist Wahrnehmung von außen bestimmt und nicht durch innere Prozesse. Des weiteren geht er davon aus, dass Oberflächen von Gegenständen Angebote an den Beobachter stellen, so etwa lädt eine weiche Oberfläche wie Gras oder Moos zum Liegen ein, verdeckte Gegenstände machen neugierig. Seine Theorie ist sehr umstritten, vor allem weil er dem mentalen Prozess der Wahrnehmung keine Bedeutung beimisst. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 126-129)

Ich halte diese Kritik für gerechtfertigt, denke aber, dass sein Ansatz der direkten Wahrnehmung und der Affordanz von Oberflächen durchaus berechtigt ist, da dies z.B. auch von Architekten und Möbelherstellern umgesetzt wird. Überlegungen der Pädagogischen Ambulanz, Betten aus Beton in die Wohnräume zu stellen, welche wahrscheinlich eine längere Haltbarkeit und eine höhere Sicherheit haben, besitzen meiner Meinung nach keine einladende Wirkung zum Schlafen und Liegen, auch wenn es durch die Matratzen objektiv kompensiert wird.

2. Verhältnis zwischen Mensch und Raum

Um zu verstehen, wie die räumlichen Lebensbedingungen von Menschen positiv gestaltet werden können, soll zunächst das Verhältnis zwischen Mensch und Raum geklärt werden.

Perfekt konstruierte und technologisch befriedigende Räume können für den Menschen nicht förderlich sein, da er erst in sie eingepasst und sich anschließend an sie gewöhnen muss. (vgl. Moewes 1980, S. 17) Die Beteiligung der zukünftigen Bewohner an der Bauart geschieht viel zu selten. Aus zwei Gründen ist sie sehr wichtig: Erstens verwenden Architekten und Planer andere Kriterien für das Gebäude und zweitens sollte gerade im persönlichen Lebensbereich das Bedürfnis des Menschen, sich seine Umwelt anzueignen, erfüllt sein. Anderenfalls nimmt der Benutzer nur noch die Rolle des Konsumenten ein. (vgl. Flade 1987, S. 157)

Es geht oft primär um finanzielle Mittel und um Platz sparende Bauweisen, ohne die Folgekosten und Auswirkungen zu berücksichtigen. Häufig sind es dann soziale Diskrepanzen zwischen den Bewohnern, die das eigentliche perfekte Heim zerstören. Dass eine Wechselwirkung zwischen Mensch und Raum besteht, ist den wenigsten Menschen bewusst. Nach Moewes (1980, S. 18-26) besteht die Wechselwirkung nicht in isolierter Beziehung, vielmehr wirken viele Faktoren mit ein. Wird ein Faktor verändert oder gestört, wirkt sich dies direkt auf den Menschen aus. Wird etwa die seelische Gesundheit gefährdet oder gefördert, wird ein weiterer Faktor wie das soziale Verhalten sich zum Positiven oder Negativen verändern. Der Raum ist eine unausweichliche Dimension der menschlichen Existenz, ausgestattet mit Dingen und Objekten, die in ihrer spezifischen Verortung für unser Verhalten, Empfinden und Denken mehr oder weniger bedeutsam sind und auf die wir wiederum einwirken.

Die lebensräumlichen Bedingungen beziehungsweise die räumliche Umwelt sind keine abstrakten oder mathematisch komplexe Sphären, sondern sie bilden einen den Menschen umgebenden konkreten Raum. Es ist der Raum, in dem der Mensch sich bewegt, handelt und lebt. Die räumlichen Bedingungen wirken ständig auf den Menschen ein, der Mensch kann sie verändern oder wechseln, sie aber nicht grundsätzlich verlassen. Das Individuum kann sich in seinem Raum geborgen fühlen, ihn gestalten und durch Objekte und Zeichen der eigenen Tätigkeiten beleben. Der Raum ist nicht nur die Bedingung für menschliche Existenz, er ist auch Voraussetzung für die körperliche und geistige Entwicklung des Menschen.

Forschungen von Piaget zur genetischen Epistemologie (1974) haben gezeigt, dass die geistige Entwicklung des heranwachsenden Individuums stark vom Wechselspiel zwischen dem Individuum und seiner Umwelt – als ein Prozess zunehmender Erkenntnisfähigkeit – abhängt. Aufgrund der angeborenen Neugierde und aktiven Erkundungslust des Menschen zeichnet sich die Beziehung zwischen Mensch und Raum durch eine ständige Interaktion aus. Durch die aktive Auseinandersetzung stabilisiert sich das Ich, indem der Mensch in einer bestimmten Art und Weise handelt. Der Mensch bleibt vom Raum zwar immer abhängig, sowohl in seiner geistigen, seelischen und körperlichen Entwicklung als auch in seinem Wohlbefinden, aber durch selbst steuernde Wechselwirkung zwischen Individuum und Bedingungen kann die Abhängigkeit zu immer anderen und veränderlichen Verhaltenseffekten führen. Die geistige und körperliche Gesundheit des Menschen ist gefährdet, wenn der Mensch sich im Raum nicht wohl und geborgen fühlt. Jedoch hat der Mensch die große Fähigkeit sowie die Chance, diese Lebensbedingungen so zu ändern, dass sie entwicklungsfördernd sind und Geborgenheit, Wohlbefinden und Gesundheit vermitteln. (vgl. Moewes 1980, S. 18- 26)

3. Erleben des Raumes im sozialen Kontext

3.1 Privatheit

Privatheit wird als zeitweiliger und freiwilliger Rückzug aus dem gesellschaftlichen Kontext beschrieben. Durch den Rückzug in die Privatheit erreicht der Mensch einen Ausgleich zum Alltag und kann so am gesellschaftlichen Leben wieder gestärkt teilnehmen. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 298) Das Phänomen der Privatheit ist in jeder Kultur zu finden und wird deshalb nach Westin (1970) als kulturelle Universalie bezeichnet. Alan Westin unterscheidet zwischen vier Grundtypen der Privatheit, und zwar zwischen dem Alleinsein, der Intimität, der Anonymität und der Reserviertheit.

Beim Alleinsein ist das Individuum sich sicher, unbeobachtet zu sein, da keine anderen Menschen in seiner Gegenwart sind. Ein Beispiel ist der Rückzug in das eigene Zimmer nach einem Familienessen.

Ein anderer Privatheitszustand ist die Intimität, bei der sich eine Gruppe vom sozialen Umfeld abgrenzt, um engere Beziehungen pflegen zu können.

Befindet sich ein Individuum in einer großen Menschenmenge und ist dort unbekannt, so wird von Anonymität gesprochen. Diese Situation wird vom Individuum als sanktions- und normenfrei erlebt. Bei der Reserviertheit akzeptiert die Gesellschaft, dass ein Individuum nicht bereit ist zu kommunizieren. Deutlich wird dies beispielsweise durch verschränkte Arme. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S.299 f.)

An Westins Vierkategorienmodell ist Folgendes zu kritisieren. Der Privatheitszustand unterliegt keiner umweltbezogenen Spezifizierung, so ist etwa die Intimität mit Freunden eine ganz andere als mit der Familie.

Des weiteren fanden Hammitt und Madden (1989) zwei zusätzliche Privatheitszustände, den der individuellen kognitiven Freiheit, in der Verhalten und Aufmerksamkeit selbst gewählt werden können, und den der sozialen kognitiven Freiheit, in der das Individuum frei von Erwartungen anderer ist. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 302)

3.2 Privatheitsregulation

Altman (1975) misst dem Phänomen der Privatheitsregulation eine zentrale Rolle zu, da in jeder sozialen Interaktion vom Individuum entschieden wird, was er über seine eigene Person an Informationen preisgibt. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 298)

Die Privatheitsregulation umfasst einen Prozess der Kontrolle, von interpersonalen Grenzen zwischen Individuen oder Gruppen. Es handelt sich um die Kontrolle über Informationen, die Zugänglichkeit zum Selbst oder zur Gruppe, die Kontrolle über den Zugang zu Räumen, Dingen und Aktivitäten. (vgl. Kruse 1980, S. 113) Der Prozess der Privatheitsregulation ist ein ständiges Wechselspiel zwischen Kontaktaufnahme und -beendigung, zwischen Allein- und Zusammensein oder zwischen Sich-Öffnen und Sich-Verschließen. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 303) Altman bezeichnet die Privatheitsregulation als einen *Optimierungsprozess*, da jedes Individuum in bestimmten Situationen versucht, einen gewissen Grad an Privatheit zu erreichen. Gelingt dies nicht, wird es als unbefriedigend empfunden, bei zu wenig Kontakt zur Außenwelt kann es zur sozialen Isolierung kommen, bei zu viel Kontakt zum Crowding-Effekt, dem Beengtsein. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 305)

Ökologische Faktoren, die Verhaltensauffälligkeiten in der Schule bedingen können:

Nach Fischer (1978, S. 172-174) wird der Grad der Privatheit in einer bestimmten Situation von personalen, interpersonalen und situativen Faktoren bestimmt. Lebt ein Schüler zu Hause allein mit seiner Mutter (personaler Faktor) und kann sich mit seiner Klasse nicht identifizieren (interpersonaler Faktor), so erlebt der Schüler einen Wunsch nach sozialer Isolation, wenn er sich in dem subjektiv überfüllten Klassenraum befindet (situativer Faktor). Dieser Wunsch nach Isolation ist dadurch zu erklären, dass der Schüler eine Diskrepanz zwischen erwünschter und tatsächlich vorhandener Privatheit erlebt. Um diese Diskrepanz auszugleichen, verlässt er entweder den Klassenraum oder zieht sich in eine Ecke des Raumes zurück (Veränderung des persönlichen Raumes). Den anderen beteiligten Personen im Raum mag das Verhalten des Mitschülers seltsam vorkommen, da sie ihm nichts getan haben, doch der Mitschüler ist in dieser Situation nicht in der Lage, seine ihm zur Verfügung stehenden Ressourcen auszuschöpfen, und kann so nicht am Unterricht teilnehmen.

Bei andauernder, nicht gelingender Umweltpassung, kann es zu physiologischen und psychologischen Störungen kommen, was sich beispielsweise in Form von Verhaltensstörungen äußern kann. Dieser Schüler befindet sich ständig auf der Flucht, es kann sich ein negatives Selbstbild oder eine feindselige Haltung gegenüber Lehrern und Mitschülern entwickeln.

Während meiner Hospitation und im Rahmen des Projektes in der Pädagogischen Ambulanz habe ich diesen Wunsch nach persönlicher Umweltveränderung durch die Kinder und Jugendlichen des öfteren erfahren. Ihnen wurde es teilweise verwehrt, den Raum zu verlassen, was aber nur zur Folge hatte, dass der- oder diejenige sich völlig zurückzog oder extrem auffällig wurde. Manchmal haben sie den Raum aber verlassen dürfen bzw. können und kamen freiwillig und ausgeglichen, nach wenigen Minuten, zurück in den Klassenraum. Jetzt konnten sie wieder am Unterricht teilnehmen und für die Mitschüler schien diese kurze Störung auch kein Problem zu sein, da die Störung sonst wahrscheinlich größer gewesen wäre.

Daher denke ich, dass dieses oben genannte Beispiel auf das Schulprojekt der Pädagogischen Ambulanz übertragbar ist; betont sei, welche Wichtigkeit die Ermöglichung der Privatheitsregulation zur Erhaltung psychischer Gesundheit hat. So beschreiben Hellbrück und Fischer (1999, S. 307) die Chance, allein zu sein, als eine Möglichkeit der emotionalen Entspannung, denn durch den Moment der Nicht-Beobachtung erfährt der Schüler keine Sanktionen oder Kritiken, welche sich durch Normen und Rollen ergeben können.

3.2 Persönlicher Raum

Der Begriff des persönlichen Raumes entstammt der Biologie und wurde in die Psychologie eingeführt. Der persönliche Raum wird als ein imaginärer Bereich beschrieben, der auf Distanzwahrung abzielt. Zur plastischen Darstellung wird dieser Raum als eine Blase beschrieben, die den Körper umgibt und bei jedem Menschen unterschiedlich groß ist. Sie dehnt sich aus und zieht sich wieder zusammen, je nachdem, in welcher Situation sich der Mensch befindet. Dadurch wird die gewollte Distanz zum Mitmenschen größer oder kleiner. (vgl. Miller 1986, S. 147 f.)

Die gegenseitige Distanzwahrung und Berücksichtigung des individuellen Raumes kann über eine gelungene Kommunikation entscheiden; denn das Phänomen der Privatheitsregulation spielt in jeder Interaktion eine entscheidende Rolle. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 289) Der persönliche Raum reguliert also, wie eng Individuen interagieren, wie intim die Kommunikation ist und was an Informationen preisgegeben wird.

3.3 Territorialverhalten

Territorialverhalten und persönlicher Raum dienen beide der Gewinnung von Identität, und erreicht wird dies durch die Regulation zwischenmenschlicher Beziehungen; sie unterscheiden sich aber in Art

und Weise der Regulation. Der persönliche Raum ist unsichtbar, beweglich und personenzentriert. Dagegen ist das Territorium sichtbar, relativ unbeweglich und umweltzentriert. Das Territorialverhalten bestimmt, wer miteinander agiert, und kann die Distanz durch die Absteckung von Grenzen der Territorien der Interaktionen regulieren. Es findet so eine Auswahl der Interaktionspartner statt. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 335)

Gifford (1997, S. 120) bezeichnet Territorialität als ein Muster von Verhaltensweisen und Einstellungen von Gruppen oder Individuen, das auf definierbarem Raum und unter Kontrolle von Objekten oder Gedankengut beruht. Die Kontrolle zeichnet sich durch Verteidigung, Personalisierung und Markierung aus. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 336)

Altman (1975) gliedert Territorien in primäre, sekundäre und öffentlichen Bereiche. Das Zuhause gehört zu den primären Territorien, wo die Wahrscheinlichkeit der Verteidigung gegenüber anderen sehr hoch ist. Ein Klassenzimmer gehört zu den sekundären Territorien, wobei die Wahrscheinlichkeit der Verteidigung in gewissem Grad gegeben ist. Die Verteidigung von öffentlichen Territorien ist als sehr gering einzuschätzen. Dies zeigt, dass für die Schüler einer Klasse eine gewisse Zugehörigkeit zum Klassenraum besteht. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 336f.)

Territorialität hat beim Menschen eine ähnliche Funktion wie bei Tieren; deren Territorien sind das Zuhause, sie bieten Schutz und Sicherheit vor Eindringlingen und geben die Möglichkeit, Nahrungsvorräte anzusammeln, sich fortzupflanzen und ihre Nachkömmlinge großzuziehen. Jedoch ist die menschliche Territorialität flexibler und nicht so eng auf den Überlebenswert bezogen. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 342) Nach Ednay (1976) haben Territorien Organisationsfunktionen, da sie dem menschlichen Leben Vorhersagbarkeit, Ordnung, Stabilität geben und somit die Alltagsplanung erleichtern, da keine tägliche Neuorientierung, z.B. bei der Nahrungssuche, stattfinden muss .

Territorialität trägt des Weiteren zur Ordnung auf der Gruppenebene bei. Der Besitzer, eines Hauses oder eines Raums, besitzt Priorität auf den Zugang, erst danach ist es den Besuchern gestattet, diesen Raum zu betreten. Auch kontrolliert und bestimmt der Besitzer, welche Aktivitäten sich in seinem Raum abspielen. Das Leben würde sich ohne Territorien durch Desorganisation, Stress und von „Moment-zu-Moment“-Orientierung kennzeichnen. Ohne Territorialverhalten könnten keine festen sozialen Netzwerke aufgebaut werden, wie z.B. die Nachbarschaft, oder es könnte sich keine Gruppenidentität entwickeln. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 342 f.) Die gegenseitige Respektierung von Territorien kann zum Abbau von Aggressionen führen. Nach Gifford (1997) werden Aggressionen als letztes Mittel zur Verteidigung eines Territoriums benutzt, dies scheint aber selten der Fall zu sein. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 353) So können territoriale Grenzen Aggressionen vermeiden, jedoch wird die Wahrscheinlichkeit des Aggressionsgebrauchs bei unklar abgesteckten Grenzen erhöht. (vgl. Hellbrück /Fischer 1999, S. 355)

3.4 Dichte und Enge (Crowding)

Die Menschheit überbevölkert die Erde immer mehr, die Bevölkerungsexplosion nimmt zunehmend den Charakter einer ökologischen Krise an, immer mehr Menschen leben zusammengeballt in Städten. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 363) Die Zahlen zur Entwicklung der Weltbevölkerung deuten auf dieses Problem hin. Von 1950 bis 1990 hat sich die Weltbevölkerung von 2,52 auf 5,28 Milliarden Menschen in nur 40 Jahren mehr als verdoppelt. Im Jahr 1998 war die Zahl schon auf 5,97 Milliarden Menschen gestiegen. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 545) Aufgrund dieser Zahlen und der Prognose für die nächsten Jahre wurde eine Vielzahl von Untersuchungen über die Populationsdichte und den Crowding-Effekt sowie deren Auswirkungen durchgeführt.

Stokols entwickelte 1972 eine Definition für Crowding und Dichte, da sie zuvor immer synonym verwendet worden sind. Er bezeichnet *Dichte* als objektives Maß der räumlichen Begrenzung in einer Situation und *Crowding* als subjektives Erleben von Beengung und die darauf folgende Reaktion. Dichte ist eine notwendige Bedingung für den Crowding-Effekt, gleichzeitig müssen aber auch andere Faktoren hinzukommen, so dürfen keine visuellen Fluchtmöglichkeiten vorhanden sein, wie der Blick auf eine offene Tür in einem überfüllten Raum.

Eine hohe Dichte kann auch eine positive Wirkung haben, etwa bei einem Konzert, wo die Menschenmasse als atmosphärisch erlebt wird. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 363f.) Loo (1972) unterscheidet soziale und räumliche Dichte. Halten sich in einem Klassenraum 30 Schüler auf und betreten dann 30 weitere Schüler den Raum, so wird dies als soziale Dichte beschrieben. Wird das Klassenzimmer zweigeteilt und müssen sich die 30 Schüler in einer der Hälften zusammen aufhalten, so wird von räumlicher Dichte gesprochen. Obwohl die räumliche und soziale Dichte am Beispiel des Klassenzimmers, mathematisch betrachtet, dieselbe Dichte ist, wirkt sich die soziale Dichte psychologisch stärker auf die Schüler aus. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 365)

Schultz-Gambard und Hommel (1987, S. 254) erklären die stärkere Auswirkung der sozialen Dichte auf den Menschen folgendermaßen: Durch die soziale Dichte wird eine erhöhte Stimulation der sozialen Reize erreicht und die Distanz zu den Interaktionspartnern wird dadurch zu klein. Des Weiteren besteht für alle die angenommene Gefahr der Verknappung von Ressourcen.

Nach der entwickelten Typologie von Beengungssituation durch Stokols (1976) ist die Intensität der erlebten Beeinträchtigung durch eine hohe Dichte an einen spezifischen Ort gebunden. In den primären Umwelten wie der Wohnung oder dem eigenen Zimmer verbringt der Mensch viel Zeit und pflegt dort seine sozialen Beziehungen. Deshalb wirkt sich in den primären Umwelten eine hohe Dichte als starke Bedrohung aus, wodurch sich eine hohe Wahrscheinlichkeit der Deprivation zentraler Bedürfnisse ergeben kann. Der Beengungsstress wird in den primären Umwelten als sehr intensiv und von langer Dauer erlebt. Im Gegensatz dazu werden in den sekundären Umwelten wie Supermärkte, wo Interaktionen eher anonym stattfinden, Beengungen als nicht so hohe Bedrohung angesehen. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 367)

Der Zusammenhang zwischen Stress und Dichte wurde durch zahlreiche Experimente nachgewiesen. Ergebnisse von Evans (1979) zeigen, dass bei hoher Dichte ein Leistungsabfall eintritt, sowie schwächere Kooperationsleistungen bei Gruppenaufgaben möglich sind. Als Verhaltensindikatoren für den Stress sind stereotype Bewegungen, abwehrende Körperhaltungen und Flucht Tendenzen festzustellen. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 379 f.)

Forschungsergebnisse von Gifford (1997) verweisen auf die gravierenden Folgen hoher Wohndichte auf die Entwicklung von Kindern. Es wird eine Beeinträchtigung bei dem Erwerb von kognitiven Kompetenzen sowie beim Aufbau des Selbstkonzepts beschrieben. In den Schulfächern wie Mathematik werden mangelnde Fortschritte sowie verzögerte psychomotorische Entwicklungen von diesen Kindern gemacht. Des Weiteren wachsen Kinder in beengten Wohnräumen langsamer. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 382) Nach Maxwell (1996) zeigen Kinder aus beengten Wohnverhältnissen in der Schule ein sprunghaftes Verhalten, kürzere Spielmethoden, seltenes Wiederaufnehmen unterbrochener Aktivitäten, weniger Kontakte zu anderen Kindern und sie gehören oft zu den verhaltensgestörten Kindern der Klasse. Außerdem zeigen diese Kinder bezüglich sozialer Interaktionen häufig unsoziale Tendenzen. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 382) Schultz-Gambard und Hommel (1987) fanden heraus, dass Menschen von der Beengung stärker betroffen sind, wenn sie keine Kontrollmöglichkeiten haben, also wenn sie die Beengung nicht verlassen oder ändern können. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S.383) Der Zusammenhang zwischen Wohndichte, beispielsweise die Belegungsrate in Gefängnissen, und aggressivem Verhalten ist in mehreren Untersuchungen belegt worden. So stieg bei einer Studie von Cox (1984) bei einer Erhöhung der Belegungsrate um 20, die Hangreiflichkeitsrate um 36 Prozent. Umgekehrt ließen die Gewalttaten um 60 Prozent nach, bei einer Verringerung der Belegungsrate um 30 Prozent. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 383)

Ergebnisse aus anderen Untersuchungen sprechen dafür, dass unkontrollierbare Dichte nicht nur aggressiv, nach außen und innen gerichtet, macht, sondern auch krank machen kann, was sich in einem erhöhten Blutdruck und höher frequentierten Einweisungen in psychiatrischen Behandlungen aufzeigen lässt. Von diesen Auswirkungen sind vor allem Personen mit erhöhter Umweltabhängigkeit bzw. eingeschränkter Kontrollmöglichkeiten, wie etwa Kinder, ältere Menschen und Gefangene betroffen (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 383f.)

4. Die Beeinflussung des Verhaltens durch räumliche Bedingungen

4.1 Merkmale von Räumen und ihre Auswirkung

4.1.1 Farben und Licht

Farben spielen bei der Gestaltung von Räumen, insbesondere für die Funktionalität des Verhaltens, eine große Rolle. Dabei kann Farbe als ein optisches Leitsystem benutzt werden, indem

unterschiedliche Räume farblich abgesetzt werden, wodurch die Orientierung erleichtert wird. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 207) Bestimmte Farben und Beleuchtungen wirken auf den Menschen stimulierend, im Gegensatz zu sogenannten reizarmen Räumen, die farblos oder einfarbig und nicht ausreichend beleuchtet sind. Während Rot, Orange und Gelb Farben sind, die besonders anregend für den Menschen sind, wirken Blau und Grün eher beruhigend. Dementsprechend sollten Räume, die zum Schlafen oder Arbeiten benutzt werden, in denen man sich konzentriert, viel mit Blau oder Grün ausgestattet sein. Außerdem wirken hellere Innenräume größer und geräumiger als gleichgroße dunklere Räume, welche als beengter erlebt werden und zu Unbehagen führen können. (vgl. Flade 1987, S. 38) Optische Eindrücke können durch ihre Stimuluskonfiguration belastend, unangenehm und gesundheitsbeeinträchtigend für den Menschen wirken. Bei diesem Phänomen wird vom *visuellen Stress* gesprochen, der durch die optische Stimulation selbst zu einer Belastung für den Menschen werden kann.

Die vom Menschen konstruierte Umwelt weist eine Vielzahl von regelmäßigen Stimulationen auf, die in der Natur so nicht vorkommen würden. So können Bodenbeläge, Tapeten und Decken, die aus regelmäßigen Mustern bestehen, Unbehagen beim Menschen auslösen. Die elektrische Beleuchtung ist ein weiterer Faktor, der zu visuellem Stress führen kann, was sich etwa in Form von Kopfschmerzen ausdrückt. Es ist daher sehr wichtig, dass Räume mit Tageslicht durchflutet werden können und künstliches Licht nicht ständig nötig ist. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 198-201)

Das Licht hat einen sehr großen Einfluss auf das Befinden und die Stimmung des Menschen, was auch damit zusammenhängt, dass mit dem natürlichen Licht der Sonne warme Temperatur verbunden ist. So gibt es Menschen, die im Winter in Depressionen verfallen und im Sommer ein manisches Hoch erleben. Der Frühling ist für seine Stimmungsveränderung bekannt, welche durch den längeren Tag, also durch eine verlängerte Lichtzeit, zustande kommt. Um die Stimmungstiefs positiv zu beeinflussen, wurde eine sogenannte Lichttherapie entwickelt, in der Menschen natürlichem Sonnenlicht oder geeignetem künstlichen Licht, sechs Stunden am Tag, im Rhythmus des Sonnenaufgangs und des Sonnenuntergangs, ausgesetzt werden. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 204 f.)

4.1.2 Schall und Lärm

Schall ist seit jeher untrennbar mit dem Menschen und seinen Aktivitäten verbunden. Jedoch wurde mit zunehmender Industrialisierung und Motorisierung die Intensität und die Zeitdauer der Schalleinwirkungen, denen der Mensch ausgesetzt ist, erheblich erhöht. Daher hat sich Lärm mittlerweile zu einem gravierenden Umweltproblem entwickelt. Als Lärm wird derjenige Schall bezeichnet, der das körperliche, seelische und soziale Wohlbefinden von Menschen beeinträchtigt. Das Lärmempfinden ist subjektiv und daher von Mensch zu Mensch sehr unterschiedlich. Lärmbelastungen können auf den Menschen vielfältige psychische und körperliche Wirkungen haben.

Man unterscheidet bei den Lärmwirkungen zwischen direkten Wirkungen und indirekten (chronischen) Wirkungen.

Für die gesundheitlichen Folgen sind die Einwirkdauer und -häufigkeit, die Frequenzzusammensetzung sowie der Schallpegel wichtig. Lärm verursacht erst bei sehr hohen Pegeln direkte körperliche Schäden, wie Knalltrauma oder akute Gehörschädigungen. Dies geschieht bei Pegeln, die über der Schmerzschwelle des „normalen“ Ohres, das heißt oberhalb von 130 dB(A) liegen. Aber auch weniger laute Geräusche können zu Beeinträchtigungen des Wohlbefindens bis hin zu Erkrankungen führen. Während der Betroffene die Belästigungswirkung unmittelbar spürt, sind die gesundheitlichen Folgen des Lärms oft nicht direkt zuzuordnen. Jeder Mensch reagiert individuell unterschiedlich auf chronische Geräuschbelastungen. Hierbei sind die gesundheitlichen Auswirkungen zum Teil auch abhängig vom subjektiven Lärmempfinden. So wirkt sich Lärm beispielsweise während des Schlafs, der Entspannung und Kommunikation bei gleicher Intensität wesentlich negativer aus als während körperlicher Arbeit. Solche Auswirkungen auf den Organismus werden als extra-aurale Wirkungen genannt. Aurale bezeichnen auf das Gehör wirkende Geräuschbelastungen und sind direkte Wirkungen, bei denen es ab 130 dB (A) zu sofortigen traumatischen Beeinträchtigungen des Gehörs kommt, aber auch chronische Wirkungen bei Pegeln von über 85 dB(A), die über längere Zeit Lärmschwerhörigkeit verursachen können.

So entstehen gesundheitliche Risiken durch chronische Lärmbelastung. Lärm verringert zudem die Konzentrationsfähigkeit und wirkt als Stressfaktor. Chronische Lärmbelastung führt zu einer beschleunigten Alterung des Herz-Kreislaufsystems und dauerhafter Lärm steigert das Herzinfarktrisiko. Hierbei ist das Risiko einer Erkrankung um so größer, je höher der Lärmpegel ist. Neuere wissenschaftliche Untersuchungen besagen, dass das Risiko, an einem durch Lärm verursachten Herzinfarkt zu sterben, größer ist als die Gefahr einer Krebserkrankung durch verkehrsbedingte Luftverschmutzung. (vgl. Umweltbundesamt, zum "Tag gegen Lärm" am 24. April 2002)

4.1.3 Wohnfläche, Raumgröße, Ausstattung und Einrichtung

Die Wohnungsgröße wird entweder nach Wohnfläche oder nach der Anzahl der Räume berechnet. Dabei wird die Wohnfläche nach Quadratmetern bemessen und dient als Grundlage für die Miethöhe. Die Wohnflächenstandards haben sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Dies lässt sich an den Kölner Empfehlungen von 1957, 1971 und 1990 ablesen. 1957 gab es für einen 1-Personen-Haushalt noch keine Wohnflächenempfehlung, 1971 wurde sie mit 35,5 m² beziffert und stieg 1990 auf 37 m². Für Paare sollte ein gemeinsamer Raum von mindestens 14 m² zur Verfügung stehen und für Einzelpersonen sollte der Raum mindestens 10 m² groß sein. Die Kölner Empfehlungen gelten hierbei als Richtlinie für das Bauwesen und die Politik.

Der Raumzahlstandard wird mit einem Raum pro Person bemessen. Wenn jedoch weniger als ein Raum pro Person zur Verfügung steht, wird die Wohnung als überbelegt bezeichnet, denn solch eine

Aufteilung führt unweigerlich zu Behinderungen von individuellem Wohnungsnutzen, Sozialkontakte werden erzwungen und Konflikte zwischen den Bewohnern sind vorprogrammiert, wodurch Aggressionen provoziert werden.

Räume werden nach ihren Funktionen benannt. *Individualräume* dienen dem Wohnen und Schlafen einzelner Personen, wobei jede Person im Haushalt solch einen Raum besitzen sollte, in dem er seine Freunde empfängt, persönliche Sachen unterbringt, arbeitet und lernt.

Gemeinschaftsräume sind für gemeinsame Aktivitäten der Bewohner und Besucher wichtig. Dabei gilt, für Ein- und Zwei-Personen Haushalte sollte ein Gemeinschaftsraum zur Verfügung stehen, für Haushaltsgrößen ab vier Personen sind zwei Gemeinschaftsräume erforderlich. (Kölner Empfehlung 1990, S. 21) Durch den zweiten Gemeinschaftsraum werden vielfältige individuelle und gemeinschaftliche Aktivitäten zugelassen. (vgl. Rughöft 1992, S. 93-97)

Unter Ausstattung werden im Allgemeinen Teile bezeichnet, die beim Bau der Wohnung oder des Hauses eingebracht worden sind. Einrichtungen sind Gegenstände, welche der Wohnungsnutzer selber einbringt.

Die Einrichtungen sollten den Bedürfnissen der Haushaltsangehörigen entsprechen und sich nicht an den Einrichtungsstereotypen der Möbelindustrie orientieren. Für die Anzahl von Einrichtungsgegenständen sollte die Regel gelten, soviel wie nötig und so wenig wie möglich, damit der kostbare Platz nicht verschwendet wird. Einrichten bedeutet aber auch, dass Freiflächen für bedürfnisgerechte Nutzung geschaffen werden. (vgl. Rughöft 1992, S. 110-114)

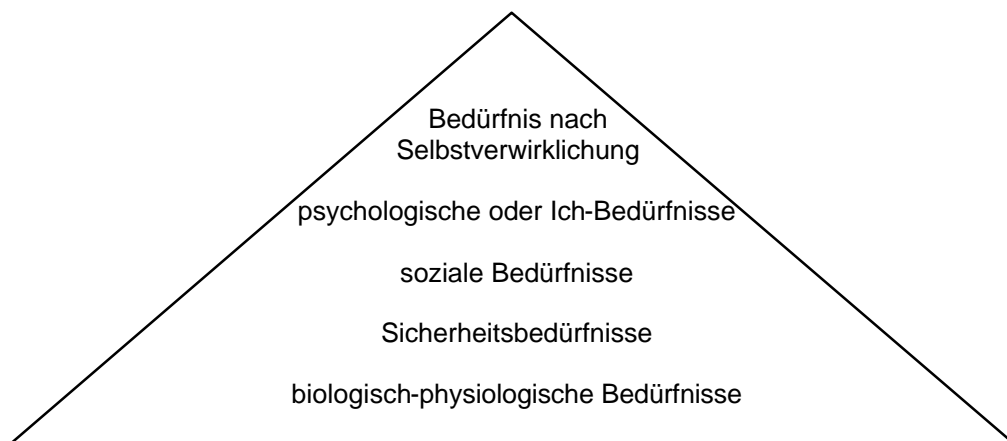
5. Die Bedeutung des Wohnens

Mit dem Begriff Wohnen ist ein Komplex der Mensch-Umwelt-Beziehung gemeint, welche eine existenzielle Bedeutung für den Menschen hat. Jedoch scheint dies den meisten Menschen nicht bewusst zu sein, da es in unserer Gesellschaft selbstverständlich ist, in einer Wohnung oder in einem Haus zu leben. Mit diesem Selbstverständnis wächst ein Kind auf und stellt es selten in Frage. Wohnaktivitäten werden meist mehr oder weniger routinemäßig abgehandelt, sind Selbstverständlichkeiten des Lebens und stehen nicht im Mittelpunkt des Alltags. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 386)

Die enorme Bedeutung des Wohnens wird dem Menschen erst bei einem Wohnortwechsel, vor allem bei einem nicht freiwilligen, bewusst. Aktuell ist dieses Phänomen bei dem Hochwasser in Deutschland zu erkennen. Die betroffenen Menschen erleben diese Tragödie in ihrem Leben, ihnen wird bewusst, was alles mit ihrem Haus zusammenhängt, nämlich Erinnerungen und Dinge, die sie nie wieder bekommen werden. Ihr ganzes Hab und Gut befindet sich, sonst so sicher, in ihrem Haus. Hier wird der Stellenwert des Hauses und damit der Stellenwert des Wohnens deutlich.

5.1 Wohnen als Bedürfnisbefriedigung

Um Wohnen als Bedürfnisbefriedigung bezeichnen zu können, greift Antje Flade (1987, S. 53-65) auf das Modell von Maslow (1954) zurück. Um die grundlegenden Bedürfnisse des Menschen analysieren zu können, ordnet Maslow diese in eine Pyramidenform ein, damit deutlich wird, dass erst die fundamentalen Bedürfnisse befriedigt werden müssen, bevor höherrangige Bedürfnisse angestrebt werden können.



Für die Befriedigung der biologisch-physiologischen Bedürfnisse ist die Wohnumwelt zwar nicht zwingend, kann hierbei aber erleichternd oder erschwerend wirken. Erst wenn dieses fundamentale Bedürfnis gestillt ist, sucht der Mensch nach Sicherheit und Schutz. Dies bedeutet, auf seine Wohnung bezogen, zu einem Schutz vor Klima- und Witterungseinflüssen und zum anderen die Abschirmung von Lärm, Schadstoffen, fremden Einblicken und Sicherheit vor Einbrechern und vor Eingriffen des Staates. Dieser Schutz vor Eingriffen des Staates wurde im Grundgesetz als die Unverletzlichkeit der Wohnung verankert. Vertrautheit und Kontinuität haben sich in unserer heutigen schnelllebigen und mobilen Gesellschaft zu einem großen Bedürfnis des Menschen entwickelt. Das Wohnen wird von *Gewohnheiten* bestimmt, der Mensch kennt sich in seinen „eigenen-vier-Wänden“ hervorragend aus, findet sich dort auch im Dunkeln zurecht, hier findet der Alltag statt. Es ist aber kein Ort, an dem ständig neue Erfahrungen gemacht werden, weil alles vertraut ist. Diese Kontinuität und Vertrautheit wirkt entlastend für den Menschen und ermöglicht eine Identifikation, da der Mensch in seiner Wohnung so sein kann, wie er ist, im Gegensatz zur Außenwelt, wo der Mensch sich ständig wechselnden Rollen hingeben muss.

Beständigkeit und Vertrautheit ergeben sich durch eine längere Wohndauer, bei häufigen Umzügen ist dies nahezu unmöglich. Deshalb sollten Wohnumwelten zum Bleiben einladen oder das Bleiben überhaupt ermöglichen. Die Wohnung als Zentrum des persönlichen Lebens dient des Weiteren zur Befriedigung des Wunsches, alleinsein zu können. Hier kann sich der Mensch zurückziehen und

ungestört von äußeren sozialen Einflüssen leben. Dadurch wird eine Unabhängigkeit erreicht, wodurch die Chance, sich selbst verwirklichen zu können, erhöht wird.

Auch die Wohnbauarchitektur kann das Alleinsein ermöglichen oder vereinfachen, indem jeder Person ein Individualraum zur Verfügung steht. Müssen sich jedoch zwei Personen diesen Raum teilen, so kann das Bedürfnis nach Privatheit kaum erfüllt werden, und somit wird die Selbstentfaltung stark erschwert.

Ein spezielles soziales Bedürfnis ist das Zugehörigkeitsgefühl, der Wunsch, ein Mitglied in der Gesellschaft oder einer gesellschaftlichen Gruppe zu sein. Die Wohnung ist dafür ein prädestiniertes Mittel, die Zugehörigkeit zum Ausdruck bringen zu können. Der Besitzer erfährt durch seine Wohnung persönliche Anerkennung von außen. So gilt die Wohnung als ein Statussymbol und als Repräsentation nach außen, wobei es hier im Wesentlichen auf die Größe und Einrichtung der Wohnung ankommt und in welchem Gebiet die Wohnung liegt. Die Befriedigung von Ich-Bedürfnissen nach Schönheit bzw. Anregung kann durch die Wohnbedingungen erfüllt werden. Wenn jedoch die freien Gestaltungsmöglichkeiten durch bauliche und/oder juristische Gründe verwehrt werden, kann sich dies auf den Menschen deprimierend auswirken. Die Wohnung bietet eine Vielzahl an Gestaltungsmöglichkeiten, wie die Farbe der Tapeten, Teppiche und die Art der Einrichtung.

Wie schon erwähnt, besteht ein enger Zusammenhang zwischen Wohnen und der Selbstverwirklichung, denn durch das Wohnen werden die untergeordneten Bedürfnisse befriedigt und ermöglichen somit die Chance für ein höherrangiges Bedürfnis wie das der Selbstverwirklichung. Der Mensch kann sich erst Gedanken machen, wer er ist und wohin er will, wenn die fundamentalen Bedürfnisse befriedigt sind. Jedoch sind viele Wohnungen und Wohnumgebungen nicht dazu geeignet, Selbstverwirklichung zu ermöglichen, da durch den Grundriss der Wohnung bereits die Nutzung vorgegeben ist. Die Selbstentfaltung kann sich somit nur auf die Art und Weise der Einrichtung und deren Gestaltung beschränken. Daher wird die Aneignung des Raumes als eine spezifische Art der Selbstverwirklichung angesehen. Ein weiteres Problem ist, dass sich Wohnbedürfnisse im Laufe der Zeit verändern und dies sich nicht in der Planung der Wohnungen widerspiegelt. Die Wohnungen sind für die menschlichen Bedürfnisse nicht flexibel genug, da alles vorher festgelegt wird. Welche Auswirkung eine Nicht-Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse zur Folge hat, scheint bei den Planungen übersehen zu werden. Der betroffene Mensch wird unzufrieden, unglücklich, gereizt, deprimiert oder krank. Die freie Gestaltung der eigenen Lebensumstände kann diesen Folgen entgegenwirken und damit dem Menschen helfen, seine Bedürfnisse zu befriedigen, die für ihn so existenziell sind. (vgl. Flade 1987, S. 53-65)

5.2 Wohnbedürfnisse von Kindern

Wohnbedürfnisse von Kindern verändern sich entsprechend ihrem altersbedingten Stand in der Persönlichkeitsentwicklung. Einschneidende Veränderungen im Leben eines Kindes sind die

Entwicklung der selbstständigen Fortbewegungsfähigkeit, die selbstständige Umwelt-Erkundung sowie die Spielvorlieben und Sozialkontakte zu Gleichaltrigen. Aus dem Bedürfnis des Kindes nach Kontakt zu mindestens einer Bezugsperson resultieren Wohnansprüche hinsichtlich der Zuordnung von Räumen.

Es sollte eine direkte räumliche Verbindung zwischen dem Kinderzimmer und den Gemeinschaftsräumen bestehen, wodurch Sicht- und Hörkontakte ermöglicht werden. Für die Entwicklung des Kindes sind sensorische Anregungen wichtig, das Kind nimmt seine Umwelt durch Sehen, Riechen, Schmecken und Hören wahr. Durch Wahrnehmungen gewinnt das Kind Erkenntnisse und kann sich dadurch geistig weiterentwickeln. Fehlende Wahrnehmungsangebote beeinträchtigen die Wahrnehmungsfähigkeit sowie die geistige und soziale Entwicklung der Sprache, des Denkens und Fühlens. Aber eine Reizüberflutung beeinträchtigt die Entwicklung des Kindes, sie vermindert die Aufmerksamkeit und Konzentrationsfähigkeit, zusätzlich verhindert sie eine differenzierte Wahrnehmungsfähigkeit.

Die Wohnung muss den Bewegungs- und Handlungsbedürfnissen des Kindes entsprechen, der Lernbereich darf sich nicht nur auf das Kinderzimmer beschränken. So sollte das Kind seine Spielorte selber bestimmen können. Kinder benötigen außerdem genügend Freiflächen, um spielen zu können, denn sie bevorzugen eher den Fußboden als einen Tisch. (vgl. Rughöft 1992, S. 77-81)

5.3 Wohnbedürfnisse von Jugendlichen

Das wichtigste Wohnbedürfnis eines Jugendlichen an der elterlichen Wohnung ist die Autonomie. Grundlegende Voraussetzung ist hierfür das eigene Zimmer, das nicht geteilt werden muss. Autonomie entsteht durch die Respektierung des jugendlichen Wohnbereichs, wozu etwa das Anklopfen an die Zimmertür gehört. Des Weiteren sollte das Zimmer vom Schlafraum der Eltern räumlich weit getrennt sein, damit keine ständige Kontrolle zustande kommen kann. Außerdem sollte der Jugendliche selber entscheiden können, wie sein Zimmer gestaltet und genutzt wird. Ein weiterer wichtiger Faktor für Jugendliche ist, dass sie sich mit ihren gleichaltrigen Freunden treffen und ungestört zusammensein können. Dabei ist die Größe des Zimmers bedeutsam, damit genügend Platz vorhanden ist.

In der Wohnumgebung benötigen Jugendliche Treffpunkte mit Gleichaltrigen, sowohl nichtorganisierte, wie Freiflächen und Sportplätze, und organisierte, wie Jugendfreizeitheime. (vgl. Rughöft 1992, S. 81-84)

5.4 Wohnzufriedenheit

Zufriedenheit ist eine gefühlsmäßige Reaktionsform des Menschen, wodurch die Wohnumwelt als positiver oder negativer bewertet wird. Dass Menschen zufrieden sind, ist nicht nur ein individuell erstrebenswerter Zustand, es besteht auch ein großes gesellschaftliches Interesse daran. Durch das fehlende Wohlbefinden des Einzelnen können sich ungewollte soziale und gesellschaftliche Folgen entwickeln. So wird eine Unzufriedenheit, die durch die Wohnumstände hervorgerufen wird, eine Verringerung der Verantwortlichkeit für die Wohnung und deren Einrichtung zu Folge haben. (vgl. Flade 1987, S. 66 f.) Überträgt man dieses Gleichnis, nämlich Wohnunzufriedenheit = Verringerung der Verantwortlichkeit, auf die Pädagogische Ambulanz, so lassen sich Sachbeschädigung oder unsachliche Benutzung der Räume, deren Ausstattung und Einrichtung erklären. Wobei auch andere Faktoren dieses Verhaltens zu berücksichtigen sind, z.B. dass es nicht die Räume der Bewohner sind und dass die Beteiligten aus sehr schwer wiegenden Gründen Bewohner der Pädagogischen Ambulanz sind.

Dennoch bin ich der Meinung, dass der Umgang mit der Einrichtung und Ausstattung sich schlagartig verbessern würde, wenn die Räume in einem besseren Zustand wären. Der erste Eindruck, welcher bei den Bewohnern geweckt wird, wenn sie die Pädagogische Ambulanz betreten, vor allem in ihrem Zimmer, dürfte nicht allzu positiv ausfallen. Dies wurde mir während meines Projektes auch von den Kindern und Jugendlichen bestätigt. Die Räume scheinen auf die Kinder und Jugendlichen beschämend zu wirken, obwohl sie meiner Meinung nach eine Wertschätzung darstellen sollten. Die Räume sollten den Kindern und Jugendlichen Sicherheit und Schutz bieten, einladend sein und vor allem in ihrer momentanen Situation einen Halt bieten.

Die Verantwortlichkeit für den Zustand der Ausstattung und Einrichtung scheint geringer zu sein, wenn alles schon irgendwie beschädigt ist, ein Kratzer mehr in den holzverkleideten Wänden erhöht den Gesamtschaden im Wesentlichen nicht mehr. Aber ein Kratzer in einer unbeschädigten Holzwand hat eine ganz andere Dimension, wobei man dann auch noch der „Erst-Verursacher“ und kein „Nachläufer“ ist, was einfacher zu rechtfertigen wäre. So denke ich auch, dass die Betreuer den Wert einer unbeschädigten Wand höher einschätzen, als wenn die Wand schon beschädigt ist. Somit fallen Umgang und Konsequenzen für den Verursacher des Schadens anders aus, die „Strafe“ wird relativ gering sein. Dies kann wiederum zu einem Lerneffekt führen: Was schon beschädigt ist, kann auch ohne große Konsequenzen weiter beschädigt werden. So ist auch nach Antje Flade die Wohnzufriedenheit nicht nur ein Kriterium für die Qualität der Wohnumwelt, sondern auch ein Faktor für voraussagbares Handeln und Verhalten. (vgl. Flade 1987, S. 67)

Wohnzufriedenheit ist also nicht nur vom Faktor der Wohnumwelt abhängig, sondern wird von mehreren Faktoren beeinflusst. Ein grundlegender Faktor ist die Erfüllung der Wohnbedürfnisse, des weiteren spielen Erwartungen zur Herstellung der Wohnzufriedenheit eine große Rolle, welche sich aus früheren Wohnenerfahrungen ergeben. Ein Mensch wird unzufrieden sein, wenn er vorher einen eigenen Individualraum besessen hat und dies nicht mehr zutrifft. Hinzu kommen die bauliche Qualität, die Größe der Räume sowie die Gepflegtheit und das Aussehen der Wohnung, jene Faktoren, die zur Wohnzufriedenheit beitragen. (vgl. Flade 1987, S. 68 f.)

5.5 Anregung und Monotonie

Anregung und Monotonie werden durch die Reizfülle oder durch die Reizarmut der Umwelt bestimmt, entsprechend der sensorischen Stimuli in einer Situation, in erster Linie in visueller und akustischer Form.

Sensorische Stimulation wirkt sich nicht nur auf Kinder und deren Entwicklung aus, sondern auch auf Erwachsene und deren Wohlbefinden und emotionale Ausgeglichenheit. Langeweile oder Angeregtheit entstehen jeweils durch den Grad der Neuartigkeit und der Komplexität dieser Informationen. Wohnumwelten sind neuartig, wenn der Mensch sie nicht gut kennt, wenn unvorhersehbare Dinge passieren, also wenn der Mensch noch nicht mit ihnen vertraut ist. Normalerweise sind Wohnumwelten aber vertraut und deshalb nicht besonders informationshaltig. Daher ist die Komplexität der Wohnumwelt eine wichtige Voraussetzung gegen Langeweile und Monotonie. Komplexität in der Wohnumwelt zeichnet sich durch viele verschiedenartige Elemente aus, die nicht statisch, sondern beweglich sind, die nicht symmetrisch, sondern asymmetrisch sind und nicht fortlaufend, sondern lückenhaft. Durch diese Komplexität der Elemente in der Umwelt wird der Mensch angeregt und nicht gelangweilt.

Komplexität kann sich aber auch in Form der Reizüberflutung negativ auf den Menschen auswirken. Um einen optimalen Grad an Komplexität zu schaffen, muss der Mensch sich seine Wohnung aneignen, denn nur der betroffene Mensch selber kann entscheiden, wo sein Optimum der Komplexität liegt. Jedoch wird diese Aneignung der Wohnung durch den Grundriss erschwert, die Räume sind oft zu klein, so dass das Zimmer schnell überladen wirkt. Somit wird ein Grad der Komplexität durch den Grundriss mehr oder weniger vorgegeben. (vgl. Flade 1987, S. 35-41)

Das Problem der Langeweile scheint in der Pädagogischen Ambulanz den Alltag der Kinder und Jugendlichen zu bestimmen. Dies wurde mir im Rahmen des Projektes sehr schnell bewusst, da bei der Erstellung der Collagen und bei dem Videodreh das Thema der Langeweile immer an erster Stelle genannt wurde. Dies könnte eine Folge sein, dass die Bewohner sich ihre Wohnumwelt nicht aneignen können. Sie werden bei der Gestaltung ihrer Räume nicht eingebunden, was durch die besondere Situation erklärbar, jedoch meiner Meinung nach nicht tragbar ist. Sie können den optimalen Grad der Komplexität nicht selber herbeiführen, sie finden ein Zimmer vor, welches aus einem Bett, Schrank, Schreibtisch und einem Stuhl besteht. Dieser Zustand wäre bei einem kurzen Aufenthalt, welcher eigentlich auch so vorgesehen ist, vielleicht vertretbar. Dies kann aber bei einem längeren Aufenthalt von mehreren Monaten, wie es leider vorkommt, nicht mehr der Konzeption der Pädagogischen Ambulanz entsprechen. Die Kinder und Jugendlichen verbringen zudem fast den ganzen Tag auf dem Gelände der Pädagogischen Ambulanz, zumindest die Beteiligten des Schulprojektes; mir sagte ein 16-Jähriger aus dem Schulprojekt, dass er eine halbe Stunde „Ausgang“ habe. Gerade dann sollte die Wohnumwelt an die Bedürfnisse der Bewohner angepasst werden.

Die Freizeitanlagen, wie Basketball- und Fußballfeld, sind für die Bewohner auch nicht frei zugänglich. Musik, welche den meisten Teilnehmern aus unserem Schulprojekt sehr wichtig ist, wird ihnen auch nicht immer ermöglicht. Den Bewohnern ist es leider nur selten möglich, eigene Sachen, wie Musikanlagen oder Erinnerungsstücke, in die Pädagogische Ambulanz mitzubringen. Deshalb sollte so etwas von der Einrichtung, so weit es möglich ist, kompensiert werden. Ich denke, die Bewohner befinden sich schon in einer schlechten und schwierigen Situation, diese Phase sollte nicht noch zusätzlich durch die räumlichen Bedingungen beeinträchtigt werden.

5.6 Wohnortswechsel

Durch den Wohnortswechsel verlässt der Mensch seine ihm vertraute Umwelt und damit auch seine Umweltbeziehungen, die vielleicht schon seit Jahren gepflegt werden. Demzufolge gehört der Wohnortswechsel zu den kritischen Lebensereignissen eines Menschen. Die mit dem Wohnort verbundene Ich-Identität ist durch den Umzug stark betroffen und wird als Verlust erlebt. Wenn die Bindungen an den alten Wohnort, gleich ob soziale oder räumliche Bindungen, stark gewesen sind und der Umzug nicht freiwillig vollzogen worden ist, ist es wahrscheinlich, dass starker Stress die Folge sein wird. Die Auswirkungen sind Hilflosigkeit, Angst, Niedergeschlagenheit, Depressionen und Trauer.

Der Wohnortswechsel ist mit Lösungs- und Eingewöhnungsprozessen verbunden, die zusätzlichen Stress bedeuten können, was sich auf das Wohlbefinden und die psychische und physische Gesundheit auswirkt. Der Ablösungs- und Eingewöhnungsprozess fällt um so leichter, wenn vertraute und dadurch Halt gebende Dinge wie Möbel, Pflanzen, Poster usw. mitgenommen werden können. (vgl. Flade 1987, S. 150 f.)

6. Betrachtung der Räumlichkeiten in der Pädagogischen Ambulanz

Bei der Betrachtung der Räumlichkeiten der Pädagogischen Ambulanz werde ich näher auf den Schulraum und den Schlafräum eingehen, die ich während des Projektes kennengelernt habe.

6.1 Der Schulraum

Der Schulraum der Pädagogischen Ambulanz gleicht einem konventionellen Klassenraum, nur aufgrund seiner Einrichtung. Der Raum ist ca. 20 m² groß und beinhaltet fünf Schulbänke und zehn Stühle, einen Leertisch und einen Computertisch. In diesem Schulraum werden bis zu sieben Schüler von ein bis zwei Lehrkräften unterrichtet. Bei einem konventionellen Klassenraum stehen die Schulbänke in „Reih und Glied“ und das Lehrerpult befindet sich am Kopf vor der Tafel. Diese Anordnung besteht in diesem Schulraum nicht, das Lehrerpult steht seitlich direkt an der Wand, und

die Tische der Schüler können flexibel umgestellt werden. Der Grund für diese Anordnung liegt wahrscheinlich in der Größe des Raumes.

Ein weiterer Unterschied liegt in der Schulform des Schulprojektes zu einer Regelschule, sie dient der „Sicherung von vorhandenen Basisfähigkeiten“, und „die Projektform ermöglicht die Entlehnung von Teilaspekten fest umschriebener Schulformen, wie jener der SfEz, Sfk, Sflb und Regelschule.“ (Pädagogische Ambulanz, internes Kurzkonzept) Hinzu kommt, dass die akute Aufnahme und die ungewisse Verweildauer der Schüler, bei gleichzeitiger Schulpflicht, eine Unsicherheit in Planung und Durchführung indizieren. (vgl. Pädagogische Ambulanz, internes Kurzkonzept) Es ist also zu erkennen, dass das Schulprojekt sich einer großen Herausforderung stellt, jedoch bin ich der Meinung, dass der Schulraum ein unzureichender Ort ist, um diesen Anforderungen gerecht werden zu können. Dieser Meinung scheint die Pädagogische Ambulanz selber auch zu sein, denn sie beschreibt den Schulraum so: „Innerhalb des vorhandenen Gebäudekomplexes wird der schulisch am ehesten geeignete Raum zur Verfügung gestellt.“ (Pädagogische Ambulanz, externes Kurzkonzept) Der Schulraum wurde also demnach nicht als ein solcher konzipiert, sondern als eine „Notlösung“ zur Verfügung gestellt. Dies spiegelt sich zum Beispiel in seiner Größe wider; der Unterrichtsalltag findet auf engem Raum statt. Durch den „kleinen“ Raum und die Anordnung des Computers steht eben dieser im Zentrum der Aufmerksamkeit der Schüler. So scheint es nicht verwunderlich, wenn die Schüler bei Unterrichtsbeginn direkt an den Computer wollen, welcher durchaus seine Reize für Kinder und Jugendliche hat. Diese fast tägliche Diskussion um den Gebrauch des Computers, wie mir Herr XYZ sagte, könnte meiner Meinung nach durch einen größeren oder durch einen zweiten Raum vermieden werden. Bei einem zusätzlichen Raum müsste sicherlich der Aspekt der Aufsicht berücksichtigt werden, jedoch besteht die Möglichkeit, den Schulraum zu erweitern, da er durch eine mobile Trennwand seine Größe erhält. Vielleicht könnte diese Option bedacht werden, da sich daraus eine Vielzahl neuer Möglichkeiten ergeben könnte.

Als geschlossene Trennwand wirkt sie ziemlich ungemütlich, weil sie zudem nicht dekoriert werden darf. Denn es besteht die Möglichkeit, dass die Trennwand für eine große Sitzung geöffnet werden muss und durch die Dekoration ihre Funktionalität eingeschränkt werden würde. Die gegenüberliegende Wand besteht komplett aus Fenstern, was für die Beleuchtung sehr gut ist, aber auch für Blicke, die von außen hineinkommen. So sorgen vorbeikommende Bewohner und Mitarbeiter der Pädagogischen Ambulanz für eine willkommene Abwechslung für die Schüler, dadurch aber auch für eine Störung des Unterrichtsablaufs. Dies könnte durch Vorhänge, welche sehr dekorativ sind und für Farbe sorgen, vermieden werden. Die anderen beiden Wände sind mit Materialien, wie Bücher und Unterlagen, zugestellt, was auch auf den kleinen Raum zurückzuführen ist. Dadurch ergeben sich im Schulraum nur wenige Gestaltungsmöglichkeiten, doch selbst diese wenigen sollten meiner Ansicht nach genutzt werden, damit die Schüler sich in diesem Raum wohl fühlen.

So wurde in mehreren Untersuchungen von Russel und Mehrabian (1978) nachgewiesen, dass ein Klassenraum, der als attraktiv bewertet wird, die Bereitschaft zum Lernen erhöht und dem Sozialverhalten positiv zugute kommt. Die Attraktivität des Schulraumes lässt sich durch einfache

Elemente herstellen, so durch Pflanzen, dem erwähnten Vorhang und Bildern, die von den Schülern selbst ausgesucht und/oder gestaltet werden können. Der Schulraum wirkt durch seine Einfarbigkeit ein wenig trist und kalt und könnte durch grüne und blaue Farben zur Beruhigung und zur Konzentrationssteigerung beitragen.

Bei Räumen, die als unästhetisch erlebt werden, entsteht ein Unbehagen, welches dann meist auf die betroffenen Personen projiziert wird, anstatt auf die Umgebungsfaktoren. (vgl. Hellbrück/Fischer 1999, S. 290) So könnte eine Ästhetisierung des Raumes auch zum positiven Sozialverhalten beitragen. Ich denke, es wäre im Interesse der Schüler und der Pädagogischen Ambulanz, den Schulraum attraktiver zu gestalten, denn Nutzen könnten sicherlich beide Seiten daraus ziehen, und in Form eines Projektes, in das die Kinder und Jugendlichen einbezogen werden, wäre diese Umgestaltung bestimmt möglich.

6.2 Der Schlafräum

Auf den Schlafräum bin ich schon in Kapitel 5.5 etwas näher eingegangen und möchte hier zusammenfassend auf die Wichtigkeit des Schlafräums für die Kinder und Jugendlichen eingehen. Leider ist es den Bewohnern nur in einem kleinen Rahmen möglich, diese Räume selber zu gestalten. Sei es, weil sie kaum etwas eigenes mitbringen konnten/durften, oder weil sie vielleicht nur ein paar Tage in der Pädagogischen Ambulanz bleiben werden. Da die Verweildauer meist ungewiss ist, dürfte dies kein Grund sein, den Raum nicht schöner zu gestalten. Mir wurde gesagt, dass die Kinder und Jugendlichen sich nicht an die Pädagogische Ambulanz und damit an ihre Räumlichkeiten gewöhnen sollen, da sie diese wieder verlassen werden. Diese Logik kann ich leider nicht nachvollziehen, denn ein Gewöhnungsprozess entwickelt sich so oder so, ob die Räume jetzt schön oder hässlich sind, spielt dabei keine Rolle, denn dazu ist der Mensch zum Glück in der Lage. Gerade in der Situation, in der sich die Kinder und Jugendlichen befinden, sollten sie einen schönen Raum vorfinden, der zum Wohlbefinden beiträgt und keine eventuellen zusätzlichen negativen Auswirkungen hat.

Auf die Bedeutung des Individualraums bin ich bereits mehrfach eingegangen. Die Schlafräume sollten meiner Ansicht nach genau diese Funktion erfüllen und einen Ort zum Alleinsein bieten. Denn Alleinsein ist ein wichtiger Faktor, emotionale Spannungen lösen zu können und mit neuen „Kräften“ wieder in die Außenwelt zu schreiten. Jedoch wird diese Chance durch die Doppelbelegung ziemlich erschwert. Vielleicht ist es möglich, zumindest denn Kindern und Jugendlichen, die sich für eine längere Zeit in der Pädagogischen Ambulanz befinden werden, einen Einzelraum zur Verfügung zu stellen.

Schlussbemerkung

Abschließend möchte ich die Projektarbeit, das Seminar und das Projekt in der Pädagogischen Ambulanz kurz reflektieren.

Meine Projektarbeit soll der Pädagogischen Ambulanz als Anregung dienen und die Wichtigkeit von Räumlichkeiten und deren Auswirkungen auf Menschen verdeutlichen. Sie dient dabei nicht als Maßstab, sondern als eine Möglichkeit. Leider blieb es mir verwehrt, dies auch in die Praxis, in Form des Projektes, umzusetzen. So hoffe ich, dass es mir theoretisch gelungen ist, die Aufmerksamkeit auf die Räumlichkeiten der Pädagogischen Ambulanz zu lenken. Die Projektarbeit hat mich in meinen Vermutungen über die Wichtigkeit von Räumen und die Bedeutung des Wohnens bestätigt. Ich habe eine Fülle von neuen Erkenntnissen gewinnen können, die mich sehr bereichern. Schwierig gestaltete sich die Literaturbeschaffung, da die Umweltpsychologie eines der jüngsten Teilgebiete der Psychologie darstellt, da weiterhin im deutschsprachigen Raum wenig Literatur vorhanden ist, basieren viele meiner Aussagen auf amerikanischen Büchern und Untersuchungen, die ich leider im Original nicht recherchieren konnte.

Das Seminar hat mir einen guten Einblick in die Arbeit mit Projektmethoden geben können, wodurch sich meine Handlungssicherheit verbessern konnte. Die theoretisch und praktisch gewonnenen Kenntnisse lassen sich problemlos in meine alltägliche Sozialarbeit, etwa auf dem Abenteuerspielplatz, übertragen. Ich bin sehr froh darüber, dass Kompromisse in den verschiedenen Arbeitsweisen und -handhabungen, seitens der Dozenten und mir, gefunden worden sind. So konnte ich während des Seminars und des Projektes meine persönliche Vorstellung zur Kinder- und Jugendarbeit beitragen.

Das Projekt: „Ausschnitte aus Alltagssituationen in einer Jugendschutzstelle“ war für mich sehr lehrreich und interessant. Ich denke, dass es auch erfolgreich gewesen ist. Einerseits hat es mir als Projektleiter und den Kindern und Jugendlichen sehr viel Spaß gemacht, und andererseits benutzt die Pädagogische Ambulanz unser Produkt des Projektes als Hilfsmittel, um neue Erkenntnisse über die erlebte Alltagssituation der Bewohner in der Jugendschutzstelle, zu erfahren. Dies hat mich in meiner Arbeit bestätigt und mich auch ein wenig stolz gemacht.

Literaturverzeichnis:

Bundesverband für Umweltberatung e.V. (1998)

Flade, Antje (1987): Wohnen psychologisch betrachtet. Unter Mitarbeit von Walter Roth. Mit einem Vorwort von Hans Spada. Bern/Stuttgart/Toronto. Huber

Gibson, James (1982): Wahrnehmung und Umwelt. München. Urban und Schwarzenberg

Hellbrück, Jürgen, Fischer, Manfred (1999): Umweltpsychologie. Ein Lehrbuch. Göttingen/Bern/Toronto/Seattle. Hogrefe

Kruse, Leoulis (1980): Privatheit als Problem, Gegenstand der Psychologie. Bern. Huber

Miller, Rudolf (1986): Einführung in die ökologische Psychologie. Opladen. Leske + Budrich

Moewes, Winfried (1980): Grundfragen der Lebensraumgestaltung. Raum und Mensch, Prognose, „offene“ Planung und Leitbild. Berlin; New York. De Gruyter

Pädagogische Ambulanz: Kurzkonzept

Rughöft, Sigrid (1992): Wohnökologie-Grundwissen. Stuttgart. Ulmer

Schultz-Gambard und Hommel (1987): Sozialpsychologie und Umweltgestaltung. Der Beitrag der Cowdingforschung. In:Schultz-Gambard, J. (Hrsg.): Angewandte Sozialpsychologie. Konzepte, Ergebnisse, Perspektiven. Weinheim. Psychologie Verlags Union

Umweltbundesamt, zum "Tag gegen Lärm" am 24. April 2002